

Blutsbrüder

Über einige Affinitäten bei Carl Peters und Karl May

Über die Rolle des Kolonialismus im Werk Karl Mays lässt sich inzwischen einiges nachlesen.¹ Wenig aber findet man über die Rolle des May'schen Werks im deutschen Kolonialismus. Angesichts der Bedeutung Mays als eines der meistgelesenen Reiseschriftsteller schon seiner Zeit eigentlich ein erstaunlicher Befund. Er verwundert noch mehr, wenn man bedenkt, wie ähnlich sich das Werk Mays und das Projekt ›deutscher Kolonialismus‹ in der Tat waren. Sicher nicht mit Blick auf die politischen oder gar ökonomischen Dimensionen und auch nicht mit Blick auf die offizielle imperiale Rhetorik der Epoche, mit der May wenig gemein hatte. Nein, man muss die Innenseite des kolonialen Projekts in den Blick nehmen, das Groteske und Absurde jenes kolonialen Zeitgeistes, der erwachsene Männer und Frauen dazu trieb, in der afrikanischen Steppe Lebensraum für die Erfindung eines neuen Deutschtums zu erobern, um sich dann klar zu machen, dass es zeitgleich einen Schriftsteller gab, der sich zum außereuropäischen Super-Deutschen erklärte, dessen Abenteuer er sukzessiv zur Utopie eines neuen, edleren Menschentums verdichtete. Hier, auf der Ebene der Projektionen und Fantasmen, liegt der eigentliche Zusammenhang zwischen dem Werk Karl Mays und der Phänomenalität des deutschen Kolonialismus. Und der Schlüssel, diesen Zusammenhang zu entziffern – so die im Folgenden zu begründende These –, liegt weniger darin, der ›kolonialen Seele‹ im Werk Mays nachzuspüren, sondern umgekehrt nach dem Weltbild Karl Mays im Selbstbild des Kolonialismus zu fragen. Denn May war weniger ein klassischer Repräsentant des kolonialen Projekts als vielmehr eine Stimme seiner unbewussten Seiten.

Das Thema ›May und das Unbewusste‹ ist früh und am eindringlichsten von Arno Schmidt behandelt worden. So eindringlich, dass sein ›Sitara und der Weg dorthin‹ am Ende ebenso wohl eine satirische Kritik an May wie eine Parodie auf die Psychoanalyse darstellt. Dass aber beides gelingt und die massenhaften May-Zitate mit den so flapsigen wie peniblen Verknüpfungen Schmidts tatsächlich das

detaillierte Bild einer »Welt, aus Hintern erbaut« ergeben, zeugt allemal von der Masse an unbewusstem Material, die in Mays Texten – zur freien Verwendung und Ausgestaltung – vorliegt.² Ebenso spricht die Geschichte der höchst manipulativen und willkürlichen Überlieferung und Rezeption, die diese Texte über ein volles Jahrhundert erfahren haben, für den hohen Anteil unbewusst-kollektiver Diskurse im Werk eines Autors, der auch biographisch Mühe hatte, seine Welt von derjenigen seiner Romane zu trennen. In dieser Perspektive bestand die vielleicht größte Leistung Mays darin, Texte produziert zu haben, deren breiteste Wirkung durch ein Höchstmaß an Aneignungsfähigkeit sowie dadurch erreicht wurde, dass sie existierende, populäre Einstellungen, Mentalitäten und Denkmuster in narrative Formen gossen; eine Gebrauchsliteratur im wörtlichsten Sinne – den Zeitgeist spiegelnd und zugleich flexibel genug, um dessen Wandlungen laufend angepasst werden zu können.³

Lässt man sich auf diese Sichtweise ein, eröffnet sich die Möglichkeit einer Analyse von Entstehungs- und Rezeptionskontexten, die unabhängig von direkten Bezugnahmen nach den Motiven Mays in populären Diskursen und in Zusammenhängen fragen kann, die üblicherweise kaum ins Blickfeld der literarhistorischen Aufmerksamkeit geraten – so eben auch in den Selbstdarstellungen des deutschen Kolonialismus. Die hier in der Tat festzustellenden und im Folgenden zu erläuternden Parallelen und Ähnlichkeiten zwischen der fiktiven Welt Mays und dem Selbstbild des deutschen Kolonialismus zeugen dabei nicht so sehr von einem direkten Zusammenhang, etwa gleicher Interessen oder Ideologien. Vielmehr verweisen sie auf die Existenz hintergründig und nur halbbewusst wirksamer Denk- und Wahrnehmungsstrukturen, die den »Autoren« wie den »Akteuren« eines deutschen Engagements außerhalb Europas jenseits bewusster Programmatiken gemeinsam zu eigen waren. So gesehen sind Mays Reiseerzählungen ganz sicher keine Kolonialliteratur in dem Sinne, dass sie die kolonialen Abenteuer des Deutschen Reichs ideologisch zu stützen suchten. Andererseits aber sind weder May noch sein Erfolg ohne den kolonialen Kontext zu verstehen. Und auch umgekehrt gilt, dass der deutsche Kolonialismus ganz sicher einem eigenen imperialpolitischen Programm folgte, das vor allem nationalen Prestige-Interessen und der Konkurrenz zu den anderen Imperialmächten geschuldet war. Doch ebenso wenig lässt auch er sich ohne jene fiktive und fantasmatische Seite der imaginierten Entdeckung und Eroberung angemessen interpretieren. Ein Stück »Karl May« im deutschen Kolonialismus aufzudecken, hat also weniger mit direkter Rezeption

(in welcher Richtung auch immer) als vielmehr damit zu tun, die Funktionsweise der narrativen Strukturen, wie sie von May rein fiktional ausformuliert wurden, in der kolonialen Imagination auch noch dort zu verfolgen, wo diese die konkrete, reale und zudem extrem gewalttätige Praxis des deutschen Kolonialismus begleitete.

Die deutsche Imperialpolitik hat eine ganze Reihe von Abenteurern, Expeditionsführern, Gouverneuren und wagemutigen Kaufleuten hervorgebracht, deren Biographien so manche Elemente der Romane Mays aufweisen. Nicht wenige von ihnen haben auch schriftliche Zeugnisse ihrer Erlebnisse hinterlassen oder schon zu Lebzeiten publiziert, in manchen Fällen sicher auch vom Erfolg Karl Mays dazu inspiriert. Doch es gibt wohl nur einen, der seine afrikanischen Ambitionen und Abenteuer in einer ähnlich dramatisierenden Weise, mit einem ähnlichen Gestus der Selbststilisierung zum außereuropäischen Super-Deutschen und mit einer ähnlichen, Abenteuer und Populärphilosophie verbindenden Rhetorik präsentiert hat – und das war Mays Namensvetter Carl Peters.

In das populäre wie historische Gedächtnis ist Carl Peters allerdings mit einem moralisch denkbar schlechteren Image eingegangen als May und seine Helden. ›Hänge-Peters‹ nannte die Presse ihn nach Bekanntwerden seiner mehrmonatigen Gewalt- und Willkürherrschaft am Fuß des Kilimandscharo, die 1896 zum größten deutschen Kolonialskandal und zu Peters' unehrenhafter Entlassung aus dem Reichsdienst führte. Und auch die vorherigen Großtaten, die ihn zum bekanntesten und zwischenzeitlich auch beliebtesten deutschen Kolonialhelden, zu einer Art Popstar des Imperialismus gemacht hatten – wie seine im Alleingang vollzogene Gründung Deutsch-Ostafrikas oder seine abenteuerliche Suche nach dem verschollenen deutschstämmigen Kolonisator Emin Pascha – all das waren Taten, die denen des stets aus persönlichen Motiven reisenden und im Vergleich geradezu bescheidenen Kara Ben Nemsi wenig gleichen; abgesehen davon, dass May seinem Helden eine Berühmtheit in Afrika zuschrieb, die ungefähr dem Grad entsprach, in dem Peters eben dort berüchtigt war.

Im Folgenden kann es daher nicht darum gehen, Carl Peters als einen Helden nach dem Schlage Mays zu deuten. Aber es geht um die Frage, wo, wie und warum Peters in seiner publizistischen Selbststilisierung erzählerische Motive eingeflochten hat, die den heutigen Leser bis in Rhetorik und Stil hinein deutlich an die May'schen Reiseerzählungen erinnern und unverkennbar Strukturelemente jenes unbewussten Materials aus dem May'schen Universum im kolonia-

len Kontext entfalten. Die Interpretationsbemühungen der folgenden Seiten richten sich also auf die Texte Peters' und nicht auf diejenigen Mays. Am Ende aber geht es dennoch darum, deutlich zu machen, in welchem Maße das Erzählwerk Mays, seine Figuren, seine wiederkehrenden Motive und grundlegenden Elemente einen wichtigen Schlüssel zum Verständnis der projektiven, fantasmatischen Seite der Realgeschichte des deutschen Kolonialismus darstellen. Denn es sind, wie sich herausstellen wird, ganz bestimmte Aspekte des kolonialen Abenteuers, denen Peters in seinen Selbstdarstellungen einen quasi-May'schen Erzähler unterschiebt und genau damit mehr verrät als die propagandistische Absicht seiner Schriften vermuten lässt. Wenn es also gelingt, so die hier verfolgte Hypothese, die Funktion ›May'scher Motive‹ in den kolonialideologischen Schriften eines Carl Peters genauer zu bestimmen, dann ließe sich auch das Werk Mays in neuer Weise als eine literarisch-historische Quelle für die tieferliegenden Motivationen des deutschen Kolonialismus erschließen. Zuvor aber muss dem Leser, dessen Vertrautheit mit dem Werk und den fiktiven Figuren Karl Mays hier vorausgesetzt wird, jene realhistorische, aber nicht weniger fantastische Figur des Carl Peters genauer vorgestellt werden.

Leben und Streben

Carl Peters wird im September 1856 als Pastorensohn in Neuhaus an der Elbe geboren. Er studiert ab 1876 an der Universität Göttingen hauptsächlich Philosophie, doch ebenso Naturwissenschaften, Geschichte und Psychologie. Im Frühjahr 1877 geht er nach Tübingen, wo er seinen alten Schulfreund und späteren Afrikabegleiter Karl Jühlke wiedertrifft. Am Ende des Jahres wechseln beide nach Berlin, um bei Mommsen, Treitschke, Droysen und Waitz Geschichte zu hören. Peters wird 1879 mit einer preisgekrönten Arbeit zum ›Frieden von Venedig‹ promoviert, studiert anschließend aber noch zwei Jahre Philosophie und beschäftigt sich vor allem mit Schopenhauer.

1881 übersiedelt Peters zu seinem wohlhabenden, als Musiker im englischen Staatsdienst tätigen Onkel Karl Engel nach London. Hier schreibt er ein Buch mit dem Titel ›Willenswelt und Weltwille‹, nach seiner Meinung eine Fortsetzung der Schopenhauer'schen Philosophie.⁴ Der Onkel, der sich nach dem Tod seiner über Jahre kränkelnden Frau gerade heimlich mit deren noch sehr junger Krankenpflegerin verlobt hat, schließt rasch eine enge Freundschaft mit seinem

Neffen und bespricht mit ihm auch seine, vom bürgerlichen Standpunkt ›heiklen‹ Heiratspläne. Ende 1882 jedoch verübt der Onkel zur völligen Überraschung der meisten Bekannten Selbstmord. Bis zum Sommer 1883 ist Peters mit der Erbschaftsregelung und Nachlassverwaltung in London beschäftigt, was ihm, da ihn der Onkel als Alleinerben eingesetzt hat, ein gesichertes Einkommen für den Rest seines Lebens verschafft. In dieser Zeit entwickelt sich ein reger Kontakt zu englischen Kolonialbeamten und Offizieren sowie ein gesteigertes Interesse an der Kolonialpolitik. Ende 1883 kehrt Peters dann nach Berlin zurück, um eine Stelle als Privatdozent für Philosophie zu suchen, nach seiner eigenen Darstellung aber schon mit dem festen Plan, eine deutsche Kolonie zu gründen.⁵ Dieser Plan sei ihm angeblich wie ein Blitz im Augenblick höchster Todesgefahr gekommen, als er nämlich bei dem Versuch, allein über den Ärmelkanal zu schwimmen, kurz vor dem Ertrinken durch ein Fischerboot gerettet wurde.

Im März 1884 gründet Peters in Berlin zunächst mit Freunden und in Konkurrenz zum schon lange etablierten ›Deutschen Kolonialverein‹ die ›Gesellschaft für deutsche Kolonisation‹ (später umbenannt in ›Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft‹), der es über den Sommer tatsächlich gelingt, so viel Geld aufzutreiben, dass Peters mit seinem alten Schulfreund Jühlke und dem Grafen von Pfeil im November 1884 nach Sansibar aufbrechen kann. Von dort setzt er aufs Festland über, um in einem riskanten dreiwöchigen Rundmarsch durch das Usagara-Gebiet auf abenteuerliche Weise ›Verträge‹ mit verschiedenen so genannten Stammesoberhäupten zu schließen. Durch Erkrankung wird er gezwungen, schon im Dezember an die Küste zurückzukehren, von wo er im Februar 1885 wieder nach Berlin fährt, um die Verträge beim Reichskanzler vorzulegen. Bismarck, anfänglich ein entschiedener Gegner des Kolonialagitators, stellt ihm jetzt, nach geschaffenen ›Fakten‹, auch die erwünschten Schutzbriefe für die betreffenden Gebiete aus. Diese Ereignisse gelten wenig später als die ›Handstreich‹-Gründung Deutsch-Ostafrikas.

Zunächst von Berlin aus, später auch durch weitere eigene Reisen nach Sansibar arbeitet Peters an der Konsolidierung und – durch die Entsendung weiterer Expeditionen – am systematischen Ausbau der neuen Kolonie. 1889 wird er dann zum Leiter der deutschen ›Emin-Pascha-Expedition‹ ernannt. Emin Pascha, eigentlich Eduard Schnitzer, ein jüdischer Arzt aus Schlesien, der zum Islam konvertiert ist, war zu diesem Zeitpunkt schon seit längerem für die Türken, bisweilen aber auch für die Ägypter und Engländer im Nordosten Afrikas

als umtriebiger Kolonialvermittler zwischen den verschiedenen arabischen und afrikanischen Stämmen und den Kolonialmächten tätig. In den Wirren eines Aufstands war er verschwunden und sowohl England als auch Deutschland schickten Suchexpeditionen los. Während Peters die Führung des deutschen Suchtrupps übernimmt, steht an der Spitze der englischen Expedition der bereits durch seine erfolgreiche Suche nach David Livingstone bekannt gewordene Anglo-Amerikaner Morton Stanley, ein ehemaliger Journalist. Für Stanley wie für Peters ist die Suche nach Emin Pascha, den Stanley schließlich als Erster ausfindig macht, vor allem Anlass, auf dem langen Weg die jeweiligen kolonialen Einflusszonen zu festigen und zu vergrößern. Beide Expeditionen gehen mit hohen eigenen Verlusten einher und hinterlassen unter den Bevölkerungen Zentral- und Ostafrikas blutige Spuren. Während Stanleys rücksichtsloses Vorgehen im Kongogebiet berüchtigt wird, dringen auch von Peters, der am Ende ebenfalls noch mit Emin Pascha zusammentrifft, Nachrichten über willkürliche Gewaltaktionen nach Deutschland, die seinen Ruf schon zu diesem Zeitpunkt deutlich ambivalenter werden lassen.⁶

Nach seiner Rückkehr von der Emin-Pascha-Expedition gründet Peters mit Gesinnungsgenossen in Berlin den ›Alldeutschen Verband‹, zunächst vor allem als ein Forum für den Protest gegen das Helgoland-Sansibar-Abkommen, das er zeitlebens als die schlimmste kolonialpolitische Fehlentscheidung des Deutschen Reiches bezeichnete. In dieser Zeit hofft er, man werde ihn nun bald zum Gouverneur der durch ihn gegründeten und erweiterten Kolonie Deutsch-Ostafrika machen. Dies geschieht aber, nach Peters' Meinung aufgrund von Intrigen im Auswärtigen Amt, nicht. Stattdessen wird Freiherr von Soden Gouverneur der Kolonie, und man bietet Peters lediglich den Posten eines Reichskommissars im Kilimandscharogebiet an. Während der rasch expandierende ›Alldeutsche Verband‹ Peters zum Vorsitzenden machen und ihn so in Berlin halten will, entscheidet sich Peters am Ende doch für den abgelegenen Posten in Afrika. – Hier kommt es dann im Winter 1891/92 zu jenen Ereignissen, die später als ›deutscher Kolonialskandal‹ und ›Fall Peters‹ bekannt werden.

Laut der späteren Disziplinar-Anklage und Urteilsbegründung lässt Peters aus nichtigen und im Grunde eher privat-intimen Anlässen eine Afrikanerin, offenbar seine Konkubine, sowie einen schwarzen Diener aufhängen, als er von deren heimlicher Affäre unterrichtet wird, ruft zudem unbegründet den Kriegszustand aus und lässt mehrere Dörfer niederbrennen. Was wirklich geschah, ist bis heute

nicht eindeutig geklärt. Peters jedenfalls bestreitet im Disziplinarverfahren – 1896/97 vor allem von August Bebel im Reichstag öffentlich gefordert – jede private oder gar sexuelle Dimension der Ereignisse und spricht von einer realen Gefährdung seines Postens und seiner Person durch die Afrikaner, der er nur mit entsprechender Härte habe begegnen können. Auch ein angeblicher Brief Peters' an den englischen Missionsbischof Alfred Tucker, in dem er alles unbeschönigt zugegeben haben soll und den Bebel 1896 im Reichstag zitiert, stellt sich später als eine Fälschung heraus, deren Urheber aber bis heute unbekannt ist. Peters hilft das jedoch wenig, da im Laufe des Verfahrens eine ganze Reihe von Augenzeugen auftritt, die nicht nur die Exzessivität seines ganzen Regimes am Kilimandscharo und der Strafaktion im Besonderen bestätigen, sondern auch deren sexuelle Motivation. Mehrfach wird berichtet, dass Peters sich besonders darüber geärgert habe, dass seine afrikanische Bettgenossin außer mit ihm noch mit anderen, und auch noch mit Afrikanern, Sex gehabt habe, was Peters laut Urteilsbegründung so ausgedrückt haben soll: »die Lochbrüderschaft mit diesen Schweinen paßte mir nicht«. ⁷

Zu einem Strafverfahren gegen Peters kommt es aber nicht, da man sich nicht darauf einigen kann, ob im damals noch gar nicht offiziell zur Kolonie gehörigen Kilimandscharo-Gebiet deutsches Recht gelte oder nicht. Also bleibt es beim Disziplinarurteil einschließlich unehrenhafter Entlassung aus dem Staatsdienst wegen Missbrauchs der Amtsgewalt. Durch Gnadenerlass des Kaisers erhält Peters dann aber 1905 zunächst seinen Titel als Reichskommissar a. D. zurück und 1914 auch eine Ehrenpension von 6000 RM im Jahr. Offiziell und vollständig rehabilitiert wird Peters aber erst postum im September 1937 durch Führererlass.

Nach seiner Entlassung aus dem Kolonialdienst übersiedelt Peters wieder nach London und wird – Goldsucher. Er gründet 1897 die »Dr. Carl Peters Estate and Exploration Company« und leitet in den folgenden Jahren mehrere Forschungsreisen in das Gebiet des Sambesi, um auf der Grundlage von Karten aus dem frühen 18. Jahrhundert das im Alten Testament als »Goldland des Salomo« erwähnte Ophir zu suchen. In diesen Jahren hat Peters teilweise engen Kontakt zu prominenten Figuren des englischen Empire. Zugleich verfasst er während seiner Aufenthalte in London kolonialpolitische Essays, Erinnerungen und Berichte sowie Studien über die Engländer und das Leben in England. Im Februar 1909 heiratet er die aus Iserlohn stammende Thea Herbers. Außer zu seiner Frau – und neben seinen afrikanischen Konkubinen – verband Peters zudem noch eine fast le-

benslange Freundschaft bzw. Affäre mit der Kolonialschriftstellerin Frieda von Bülow, die aber allein durch deren Briefe an ihre Freundin Lou von Salomé überliefert ist.⁸ Auch nach Deutschland reist Peters von London aus hin und wieder, entweder um Vorträge zu halten oder um sich in einer Reihe von Verfahren um seine Rehabilitierung zu bemühen.

Bei Beginn des Weltkriegs schließlich gelingt es Peters, noch bevor sich die Londoner Behörden des ehemaligen deutschen Reichskommissars in ihrer Stadt erinnern, England spontan zu verlassen und in seine Heimat zurückzukehren. Während der Kriegsjahre lebt er in Hannover und verfasst noch eine Reihe von Texten zu den kolonialen Aspekten des Krieges, in denen er sich emphatisch und mit wachsendem Hass auf das englische Empire als radikaler Nationalist stilisiert. Nach längerer Krankheit stirbt Peters im September 1918.⁹

Oberflächlich betrachtet ist diese Biographie ein ganz und gar un-May'scher Lebenslauf, voller Großmachtpolitik, Gewalt und national-rassistischem Chauvinismus – insgesamt wenig edelmenschlich. Immerhin aber hat er manche Literaten inspiriert: Frieda von Bülow etwa, die Peters mehrfach in ihren Romanen verewigte, oder auch Joseph Conrad, der sein ›Heart of Darkness‹ (das auch von der Peters sehr ähnlichen Figur Morton Stanleys inspiriert ist) in genau jenen Jahren ausarbeitete, in denen der ›Fall Peters‹ durch die europäische Presse ging.¹⁰ Später war es dann etwa der Reiseschriftsteller Balder Olden, der 1927 den Carl-Peters-Roman ›Ich bin Ich‹ publizierte, von Thomas Mann hoch gelobt, von Peters' Witwe aber gerichtlich attackiert für seine These, Peters habe schon in der frühen Londoner Zeit jene junge Verlobte seines Onkels in London vergewaltigt und den Onkel damit absichtsvoll in den Selbstmord getrieben, um sich seines Vermögens zu versichern.¹¹ Auch Ernst von Salomon nahm sich der Figur Peters' an und schrieb das Drehbuch zu dem monumentalen und zugleich grotesk beschönigenden NS-Film ›Carl Peters‹ von 1941, mit Hans Albers in der Hauptrolle. Und schließlich hat auch der NS-Historiker Walter Frank wesentlich dazu beigetragen, die Peters-Geschichte präsent zu halten, mit diversen Aufsätzen und Artikeln sowie 1943 mit der Herausgabe einer dreibändigen Prachtausgabe der Schriften Carl Peters'.¹² Für Frank war Peters die Idealgestalt eines tragischerweise zu früh geborenen Nationalsozialisten. Noch während des Krieges arbeitete er an einer monumentalen, mehrbändigen Peters-Biographie, die aber unfertig blieb, als sich Frank kurz nach der Nachricht vom Tod des Führers Anfang Mai 1945 auch selber das Leben nahm.

Dies sind nur die Spitzen eines ganzen Bergs von literarischen, filmischen, journalistischen und populärkulturellen Rezeptionen, welche die Peters-Geschichte bis 1945 erfuhr.¹³ Hinzu kamen die breit geführte Debatte der 1920er Jahre über die Legitimität der in Versailles radikal beschnittenen Kolonialansprüche Deutschlands, die sich auch immer wieder um Peters drehte, sowie der seit 1896 in der deutschen und europäischen Presse regelmäßig wieder aufgegriffene ›Hänge-Peters‹-Skandal, dessen Geschichte in ungezählten Artikeln und Karikaturen präsent gehalten und auch volkskulturell in Form von kritischen wie apologetischen Versen und Liedern tradiert wurde. Insgesamt weisen diese Rezeptionen im Kontext der politischen Extreme in den 1920er und 1930er Jahren jede nur erdenkliche Form der Entstellung, Verfälschung und Verformung der tatsächlichen Geschichte auf.

Genau damit aber liegt eine erste wichtige Parallele zwischen der Biographie Peters' und den Erzählungen Mays vor: Beide wurden Gegenstand einer so massiven wie manipulativen Rezeption, die sich des Überlieferten immer wieder neu zur je eigenen Auslegung und Ausschmückung bediente. Von hier aus lässt sich die im Folgenden zu untersuchende Frage stellen, ob diese Parallelität neben den Rezeptionskontexten auch in einer Wahlverwandtschaft des Rezipierten begründet sein könnte. Denn so wie May vor allem durch seine Erzählungen präsent war, bestand auch das Material, auf das sich die multiple Rezeption der Peters-Geschichte richtete, vor allem aus dessen eigenen Schriften und Berichten, die schon zu seinen Lebzeiten zu den populärsten Werken der deutschen Kolonialliteratur gehörten.

Der Weg zum Glück

Das publizistische Werk Peters' beginnt – neben der zwar preisgekrönten, aber nicht weiter einflussreichen historischen Doktorarbeit – mit seinen ›Studien und Ideen zu einer Weltanschauung‹, die er in London schrieb und 1883, also 27-jährig, unter dem Titel ›Willenswelt und Weltwille‹ publizierte. Obleich im Titel und in manchen der Ideen an Schopenhauer angelehnt, hat die Philosophiegeschichte dieses Buch zu Recht ignoriert, da es Peters hier in der Tat mehr darum ging, seine eigene Weltauffassung zu entfalten als einen philosophischen Diskurs fortzuführen. Voller Pathos schrieb er im Vorwort, er wolle dem »gebildeten Publikum Deutschlands (...) das Funda-

ment« verdeutlichen, »auf dem sich meine Weltanschauung emporhebt«. In geradezu hilfloser Begriffsverwirrung nannte Peters diese Weltanschauung einen »pluralistisch-monistischen Dualismus«, der sich seinem »Fühlen und Denken, aus mannichfaltigen Kämpfen und Gärungen heraus (...) aufgedrängt« habe.¹⁴

Schon das Vorwort macht damit den Status des Buches deutlich: ein Selbst(er)findungsversuch im pseudointellektuellen Gewand. Entsprechend war es gerade dieses Buch, auf das sich Balder Olden als Quelle für seine Darstellung der Londoner Ereignisse berief: für die Vergewaltigung jener Krankenschwester, die der Onkel heiraten wollte, und den daraus resultierenden Selbstmord des Onkels. Bei Olden ist diese Tat, deren geradezu verzweifelte Rechtfertigung er in Peters' ›Willenswelt und Weltwille‹ ausformuliert sah, das biographische Schlüsselereignis, aus dem sich alle späteren Entscheidungen und Gewalteskalationen ableiten – als Versuche der Verdrängung durch zwanghafte Wiederholung. Wer Oldens Version von Peters' Lebensgeschichte einmal gelesen hat, kann in der Tat kaum anders, als Peters' frühe Weltanschauungsstudie auf seine spätere, so oft von Gewalt geprägte Kolonialpolitik zu beziehen. Soweit hier überhaupt ein nachvollziehbares Weltbild beschrieben ist, liest sich die Studie tatsächlich wie eine Vorabrechtfertigung für exzentrisches und extremes Handeln im Namen einer von Peters so umständlich wie willkürlich hergeleiteten Verschmelzung des ›weltgeschichtlichen Prozesses‹ mit seinem eigenen ›Individualwillen‹.

Gut ein halbes Jahrhundert später sollte Hannah Arendt genau diese Verschmelzung als ein wesentliches ideologisches Merkmal des Totalitarismus identifizieren. Im ›Sich-Selbst-Einfügen‹ eines freien Willens in die Prozesslogik vorausgedachter Weltentfaltungsmodelle (seien sie rassen- oder klassentheoretisch begründet) sah Arendt einen ›Selbstzwang des deduzierenden Denkens‹, der als politische Praxis notwendig die gewalttätige Anpassung der erfahrbaren Wirklichkeit an jenen vorausgesetzten Weltprozess zur Folge habe.¹⁵ Peters' ›Willenswelt‹-Buch ist die vielleicht expliziteste Ausformulierung dieser Selbstzwang-Logik im Zeitalter des Imperialismus. Nicht zuletzt mit Hilfe ständiger Zitate des armen Goethe entwirft Peters hier ein Bild der Welt, in der alle logischen Gegensätze sich in einer höheren Einheit aufheben, sich die Willensphilosophie Schopenhauers mit Darwins Evolutionstheorie zu Peters' ›plural-monistischem Dualismus‹ verbindet und jedes Handeln allein dort seiner Bestimmung entspricht, wo es sich frei und willentlich dem objektiven geschichtlichen Prozess, dem Trieb und der Natur unterordnet. Die Er-

kenntnis, dass »das Leben eine sittliche Pflichterfüllung« sei, so heißt es im letzten, »Einzel-Ich und All« überschriebenen Kapitel, habe jener anderen Erkenntnis gegenüber, dass das Leben »ein Kampf und unausgesetztes Leiden ist«, als »Impuls activer und freudiger Anteilnahme« zu dienen.¹⁶

Nach diesem pseudophilosophischen Frühwerk hat Peters ab 1883 dann vornehmlich Kolonialliteratur verfasst, neben einer großen Zahl von Aufsätzen, Reden und Essays vor allem seinen Bericht zur Usagara-Expedition von 1885, später auch noch die umfangreichere Darstellung der Gründung Deutsch-Ostafrikas (1906) und seinen Bericht über die Emin-Pascha-Expedition von 1891.¹⁷ Nach seiner Entlassung aus dem Kolonialdienst entstanden noch eine Reihe von Schriften über England, die Engländer und das deutsch-englische Verhältnis sowie ein Buch und mehrere Aufsätze über Peters' private Goldsuchexpeditionen. Kurz vor seinem Tod, 1918, erschienen schließlich noch seine Lebenserinnerungen. Im Folgenden sollen vor allem Peters' Expeditionsberichte (»Usagara« und »Emin Pascha«) mit Blick auf die Frage untersucht werden, in welchem Maße und in welcher Form hier Motive auftauchen, die auch im Werk Karl Mays präsent sind. Dabei werden auf Seiten Mays bevorzugt die nordamerikanischen Reiseerzählungen als Referenz herangezogen, da sie zum einen deutlicher als etwa die Orientserzählungen von der Begegnung mit »Wilden« oder zumindest nicht-zivilisierten Völkern erzählen und zum anderen weniger von angelesenen Kultur-Kenntnissen geprägt sind. Denn jenes Interesse, das ein Kara Ben Nemsi den kulturellen, religiösen und zum Teil auch politischen Verhältnissen des Nahen Ostens entgegenbringt, war bei Peters so gut wie abwesend. Sein Afrika war nicht die Kulturwiege der Menschheit, sondern in der Tat eher so etwas wie die »dark and bloody grounds«, eine feindliche Umwelt, in der man überlebte, indem man sie kontrollierte und eroberte.

Auf fremden Pfaden

Expeditionsbericht ist eigentlich ein falscher Name für das, was Peters der Öffentlichkeit nach seinen Reisen präsentierte. Er war sich viel zu sehr des abenteuerlichen Charakters bewusst, den seine Afrika-Erlebnisse im Blick des Publikums hatten, um sich mit der nüchternen Darstellungsweise eines Kolonialbeamten zufrieden zu geben, und er bediente die Erwartung des breiteren Publikums mit

Lust. Zugleich hatten Peters' Texte immer auch Manifestcharakter, waren Medien der Propagierung seiner ganz persönlichen Kolonialvisionen. Vor allem aber verstand es Peters, seine eigene Person zu inszenieren und zu stilisieren, ihr den Charakter eines weltgewandten und visionären, zugleich aber bescheidenen und auf jeden Luxus verzichtenden Gelehrten auf Reisen zu verleihen, der sich vor allem durch sein Expertenwissen, seine Bildung und seinen Verstand jeder Lage und Situation gegenüber gewappnet weiß. Schon diese Art der Selbstdarstellung ist uns heute vor allem durch die Reiseerzählungen Mays vertraut. Allerdings stand dort, wo bei May Selbstbildung und Selbsterziehung als die primären Reismotive des Ich-Erzählers erscheinen (bevor sie dann in das Projekt der Missionierung und Erziehung der fremden Kulturen durch das Beispiel der eigenen Taten umschlagen), bei Peters eine dezidiert politische Vision: der national-kollektive Traum vom deutschen Kolonialreich und seine erzieherischen Effekte auf die Kolonisierten. Doch gerade in der erzählerischen Subjektivierung seiner faktisch rein machtpolitisch und propagandistisch motivierten Expeditionen gelang es Peters – obschon sein sprachlich-stilistisches Können weit hinter demjenigen Karl Mays zurückblieb – das Motiv des deutschen Denkers in der fremden Wildnis in den Dienst des kolonialpolitischen Projekts zu stellen.

Entsprechend klingt schon der erste Satz in Peters' Bericht über die Usagara-Expedition wie der Beginn eines Reiseromans: »Am 1. Oktober 1884, nachmittags 3½ Uhr, dampften wir als Deckpassagiere ›mit zweiter Klasse Verpflegung‹ an Bord des österreichischen Lloyd dampfers ›Titania‹ aus dem Hafen von Triest ab.«¹⁸ Die Stilisierung des kolonialpolitischen Projekts zur individuellen Abenteuerreise war in diesem Fall schon deshalb einfach, weil Peters diese erste Expedition in der Tat ohne offiziellen Auftrag unternommen hatte. Das Auswärtige Amt hatte auf Anweisung Bismarcks jegliche Unterstützung abgelehnt, mit dem ›Deutschen Kolonialverein‹ hatte sich Peters schon längst überworfen und auch die deutsche Presse hatte sich nach anfänglicher Begeisterung von seinen radikalen Ansichten und Plänen distanziert. Um möglichen Interventionen von Seiten der Behörden zu entgehen, hatte Peters daher Zeitpunkt und Ziel seiner ansonsten vielfach angekündigten Afrika-Reise geheim gehalten, kurz vor Abfahrt schließlich die Nachricht lanciert, er wolle zur westafrikanischen Küste, um dann unangekündigt, bei Nacht und Nebel, nach Sansibar aufzubrechen. Seine einzigen Begleiter waren sein alter Schulfreund Karl Jühlke, ein Jurist, der kolonialpolitisch begeis-

terte Aristokrat Joachim Graf Pfeil und der ehemalige Kolonist August Otto.¹⁹

Im Prinzip war auch der ganze Rest der Reise von diesem Spiel der Täuschungen und Ablenkungen, der Geheimhaltung und Vorspiegelung von Absichten geprägt. Der Sultan von Sansibar befand sich damals in der ungemein machtvollen Position, von sämtlichen Kolonialmächten, die Zugang zum ostafrikanischen Festland suchten, umworben zu werden, und er spielte diese Position auch lange zu seinen Gunsten aus, ohne freilich verhindern zu können, dass langfristig die Europäer auf die eine oder andere Weise die faktische Macht innehaben würden. Daher war die Insel, neben den schon lange dort ansässigen Missionen, voll von belgischen, englischen, französischen und deutschen, ebenso von türkischen, ägyptischen, arabischen und indischen Militärs, Geschäftsleuten und Händlern, die alle auf die koloniale Öffnung des bislang noch wenig erschlossenen ostafrikanischen Raums im Gebiet des heutigen Tansania warteten. Bei jedem Kontakt erfand Peters daher neue Identitäten und Absichten seiner kleinen Gruppe (vom Jagdausflug bis zur rein wissenschaftlichen Expedition), um das eigentliche Ziel, deutsche Kolonialverträge mit den Ostafrikanern abzuschließen, geheim zu halten.

Peters legt in seinem Bericht viel Wert darauf, wie geschickt er die Vorbereitungen zur Überfahrt ans Festland unter Geheimhaltung der eigentlichen Absichten ausgeführt, den Sultan übers Ohr gehauen, die Engländer und Belgier getäuscht und innerhalb weniger Tage alles Notwendige zusammengebracht habe. Faktisch ist durch andere Quellen bekannt, dass so gut wie allen Personen in Sansibar, mit denen Peters Kontakt hatte, die wahren Absichten seiner Reise klar waren, er aber schlicht nicht ernst genommen wurde, weil seine Reise den meisten, die auch nur ein bisschen koloniale und innerafrikanische Erfahrung hatten, einen so unprofessionellen und stümperhaften Eindruck machte, dass kaum jemand ernstlich an ihre Durchführung, an eine glückliche Rückkehr der kleinen Gruppe oder gar daran glaubte, dass das Unternehmen irgendwelche politischen Effekte haben könnte.²⁰ Dass dies auch Peters auf Sansibar klar gewesen sein muss, bezeugt gerade sein nachträgliches Bemühen, die Kontingenz der Situation in planvolles und überlegenes Handeln zu verwandeln.

Eben dafür bediente er sich einer Erzählweise, die immer das Gefährvolle und für jeden Normalsterblichen kaum zu Bewältigende des Erlebten betont, den erzählenden Helden aber zugleich mit schlafwandlerischer Sicherheit agieren lässt. Und so wie häufig bei

May, lässt auch Peters seine Erlebnisse immer wieder als eine Lebensprüfung erscheinen, die aber stets nichts anderes bewirkt, als die bereits mitgebrachten Einsichten, Verhaltensweisen und eigenen Charakterstärken zu bestätigen und zu bekräftigen. So heißt es in der späteren Darstellung seiner ersten Reise über die Situation auf Sansibar, als die Gruppe auf sich allein gestellt ihre Überfahrt zu organisieren hat, dramatisch: »Weiß Gott, es waren keine ermutigenden Eindrücke, denen wir ausgesetzt waren; und wohl konnte man Herz und Mut verlieren!«, um dann mit einer kleinen psychologischen Lehre für den Leser fortzufahren:

Entmutigende Empfindungen verlieren ihre praktische Bedeutung im Augenblick, wo man sich nicht mehr um sie kümmert, sondern darauf losgeht, als ob sie nicht beständen. Um dies zu können, muß man in sich selbst den empfindenden und den kalkulierenden Teil seines Wesens ganz trennen und die vorliegenden Schwierigkeiten mathematisch wie eine Schachaufgabe auffassen, an deren Lösung man gewissermaßen nur noch ein theoretisches Interesse hat. Dies ist umso leichter, je mehr man sein eigenes Los als bereits erledigt betrachtet (...). Dann verliert die Außenwelt ihr Drohendes, die Situation wird interessant: dann wird man frei, dann siegt man. (...) Man muß imstande sein, sich über sich selbst zu erheben (...). Dann wird der Kopf frei; er arbeitet nüchtern, kühl und sicher, selbst in der drohendsten und unmittelbarsten Gefahr.²¹

In anderer Form setzt sich diese Selbstinszenierung fort, als die Gruppe endlich das Festland erreicht und in einem mehrwöchigen Rundmarsch ein kaum bekanntes Gebiet in Besitz zu nehmen meint. In diesem Teil des Berichts tauchen gleich zwei Motive auf, die uns auch durch Karl May, namentlich durch ›Winnetou I‹ (1893), bekannt sind, jene Erzählung also, die des Helden erste Erlebnisse in Nordamerika beschreibt: das Motiv der *Blutsbruderschaft*²² und das Motiv der beinahe tödlichen Verwundung und des tagelangen Kampfs mit dem Fieber.²³ Dass statt im amerikanischen Westen Peters im afrikanischen Osten agiert, tut der Ähnlichkeit in der Selbstdarstellung keinen Abbruch. Im Gegenteil: Das grundlegende Erzählmuster in ›Winnetou I‹, die Verwandlung des Helden vom nur scheinbar unwissenden Greenhorn zum perfekten Westmann und Häuptling, also die rasante Transformation vom unwissenden Fremden zum Quasi-Eingeborenen, strukturiert auch bei Peters die Erinnerung an das eigene Abenteuer.

Es beginnt mit freimütigen Geständnissen einer anfänglichen Naivität, mit der Peters sich durch die afrikanische Landschaft geschla-

gen habe, verknüpft mit relativ detaillierten Beschreibungen der Natur, des Empfindens der eigentümlichen Atmosphäre Afrikas sowie des Lagerlebens einschließlich seiner alltäglichen Trink- und Essgewohnheiten. Es folgt eine Reihe von Episoden, die den Lernprozess des Helden verdeutlichen und zugleich zeigen sollen, dass er eigentlich nichts mehr zu lernen hat.²⁴ So beginnt eine dieser Anekdoten recht dramatisch damit, dass sich Peters auf der Jagd nach einer Antilope allein im Wald verläuft. Doch der überlegte Einsatz seines Karabiners als Signalinstrument führt ihn rasch wieder ans Lagerfeuer und zur ausführlichen Darstellung der überschwänglichen und rührenden Freude, mit der ihn seine Freunde und Diener begrüßen. Danach werden die ersten Tricks und Rituale beschrieben, mit denen sich Peters den Respekt der Afrikaner erwirbt. So achtet er stets darauf, in ihrer Anwesenheit nur dann seine Schießkunst vorzuführen, wenn er absolut sicher ist, zu treffen. Ebenso achtet er darauf, auch im tiefsten Dschungel die moderne Zivilisation zu repräsentieren, indem er sich jeden Tag öffentlich und in einem für alle sichtbaren, umständlichen Ritual rasiert.²⁵

Als die Gruppe schließlich auf die ersten Eingeborenendörfer trifft, um nun den eigentlichen Zweck der Reise umzusetzen, nämlich Verträge abzuschließen, die Peters selbst, seine ›Kolonial-Gesellschaft‹ und den deutschen Kaiser zu rechtmäßigen Herren des Landes machen sollen, ist Peters bestens vorbereitet und kann seine Pläne mit aller Raffinesse und als längst professioneller Kolonisorator umsetzen. Auch die Afrikaner, bis dahin generell als feige und »anhänglich (...) wie treue Hunde«²⁶ beschrieben, treten jetzt in anderen, edleren Figuren auf. Auf einmal gibt es Sultane, Hauptsultane und Großsultane, denen man mit einem gewissen Respekt, vor allem aber mit Geschenken begegnen muss, um sie für sich zu gewinnen. Sie haben eine Dienerschaft, Gesandte, die bisweilen in ihrem Namen reden, und große Gefolgschaften. Sie werden selbst von Peters als die angestammten Herren des Landes betrachtet. In genau dem Maße aber, in dem Peters sich diesen Führerfiguren gegenüber, die er oft, wenn auch nie ohne Ironie, mit ›Eure Hoheit‹ anspricht, als im Grunde dennoch völlig überlegen wahrnimmt, akzeptierte er blindlings deren Autorität. Faktisch hatten nur wenige von denen, die unter Peters' später so berühmte Verträge ›ihr Zeichen‹ setzten, irgend etwas zu sagen oder zu entscheiden. Und ›Sultane‹ gab es in diesen innerafrikanischen Dörfern so wenig wie Silberbüchsen unter den Apachen. Die gesamte erste Begegnung mit den später Kolonisierten, einschließlich der ›Vertragsabschlüsse‹, war, so wie sie Peters be-

schreibt, ein Spiel und ein Ritual, das – wie man in Anlehnung an Michael Pesek formulieren kann – nur die theatralische Hülle einer völligen Kommunikationsunfähigkeit war.²⁷

Umso grotesker mutet daher auch Peters' an Mimikry grenzende Selbststilisierung an. Er ließ sich den Kopf kahl rasieren und einen Bart wachsen, um nun nicht mehr die Zivilisation zu repräsentieren, sondern sich im Alter von 28 Jahren das Aussehen eines »alte(n) ehrwürdige(n) Mann(es)« zu geben. Dann ließ er gleich bei den ersten »diplomatischen Verhandlungen« auf dem sorgfältig ausgesuchten Platz, an dem diese stattfinden sollten (eine Anhöhe mit Ausblick auf die Landschaft), deutsche Reichsflaggen hissen, die man offenbar in großer Zahl mitgeschleppt hatte. Die erste Begrüßung des »Sultans« Mafungu Biniani geschah durch ein ausgiebiges Händeschütteln. Und weiter:

(...) wir nötigten ihn, sich auf einen Schemel zu setzen, zwischen Jühlke und mir, und einige Tassen süßen Kakaos stellten alsbald ein freundschaftliches Verhältnis zwischen mir und dem jungen Fürsten her. Nach einer halben Stunde wagte ich es, Sr. Hoheit Freundschaft anzubieten. Er geruhte nicht nur, diese anzunehmen, sondern trug mir sogar Blutsbrüderschaft an. Ich zog mich zu einer kurzen Beratung zu meinen Gefährten zurück und ging alsdann auf seinen Vorschlag ein. Unsere Oberarme wurden entblößt; wir traten, jeder seine Mannschaft hinter sich, von zwei Seiten auf einen freien Platz; es ward ein tiefer Ritz in beide Oberarme geschnitten, und nun sogen wir gegenseitig von jenem roten Naß, welches nach Mephistopheles »ein ganz besonderer Saft« ist.

Nachdem wir uns so verbunden hatten und ein neues Händeschütteln erfolgt war, traten wir in die diplomatischen Verhandlungen ein, welche nach etwa einer Stunde zu Abfassung und Zeichnung des ersten Vertrages führten (...). Alsdann erfolgten drei feierliche Szenen. Zunächst führte mein Bruder [!] Mafungu mir seine Frauen vor, mit der Bitte, mir davon auszuwählen; ferner schenkte er mir eine Ziege. Darauf erfolgte unsererseits die Besitzergreifung des Landes in pomphafter Form vor Hunderten von Schwarzen mit Fahnen und Gewehrsalven. Endlich trat jene besonders ergreifende Zeremonie ein, durch welche der Freundschaftsbund zwischen Mafungu Biniani und mir dauernd besiegelt worden ist. Das Bündel mit den Husarenjacken ward geöffnet, dem Sultan mitgeteilt, daß ich diese Tracht nur meinen besten Freunden zum Geschenk mache, und ihm alsdann unter lautloser Stille eine Ziethen-Husarenjacke angezogen. Mafungu gewann augenscheinlich ungeheuer an Selbstrespekt und Achtung vor seinem treuen Volk. Ich forderte ihn dann auf, noch in der vorgerückten Abendstunde im nahen Fluß mit mir ein Bad zu nehmen. Dabei ist die Freundschaft zwischen dem jungen Sultan und mir zur Intimität herangewachsen. (...)

Den folgenden Tag sind wir in Kwindokaniani auf besonderen Wunsch Mafungus geblieben (...). [Mit dem Sultan unternahm ich] einen Spaziergang in die Umgegend, wobei derselbe mir einige Punkte zeigte, wo ich mein eigenes Haus hinbauen solle. Darauf nahmen wir ein zweites Bad zusammen, schwammen um die Wette, tauchten uns gegenseitig unter, und unsere Freundschaft gestaltete sich immer inniger. Dies führte dann zur Vollziehung [eines] zweiten Vertrages (...). Den Abend dieses zweiten Tages beschloß ein großes Gelage (...).

Am folgenden Morgen zogen wir alsdann auf Usagara zu.²⁸

Einiges des hier Erzählten mag sich so oder so ähnlich zugetragen haben. Sehr wahrscheinlich ist aber keines der Details, zumindest wie sie hier präsentiert werden. Entscheidender dagegen ist, dass Peters die Vertragsabschlüsse, die sich laut seiner Darstellung alle in einer ähnlichen Weise abspielten, so und nicht anders von seinem Publikum imaginiert wissen wollte. Dabei springen dem May-Leser neben der Blutsbrüderschaftsszene und der inszenierten Freundschaft zum ›edlen Wilden‹ noch andere Details ins Auge: Das bei May gelegentlich auftauchende Ritual der Kleidergeschenke,²⁹ die Einladung, für immer zu bleiben (und als ›Sultan‹ neben dem ›Sultan‹ zu leben),³⁰ und schließlich das darüber schnell siegende Fernweh und getriebene Weiterdrängen zu neuen Abenteuern.

Vor Ort hatte Peters faktisch wohl keinen Überblick darüber, was genau sich da eigentlich abspielte und ob er die Situation überhaupt unter Kontrolle hatte. Noch war er später in der Lage, sie angemessen zu rekonstruieren, zumal das tatsächlich Erlebte für einen öffentlichen Bericht eventuell auch zu peinlich oder unwürdig war. Eben deshalb entwickelte er ein Erzähl-Muster, das sein spontanes Agieren nachträglich in das rationale Handeln eines erfahrenen Koloniegründers verwandelte, ohne dabei das Exotische und Gefahrvolle zu leugnen. Das gleiche Erzählmuster vom deutschen Gelehrten, der in die gefährlichste Wildnis reist, um dort sogleich als Held und Übermensch auftreten zu können, hat der an eigenen Reisen und Abenteuern höchst unerfahrene Karl May in seinen Werken zur Perfektion geführt. In beiden Fällen wird das so spontane wie kontrollierte Eintauchen in das Fremde zum Charaktermerkmal der idealisierten Eroberungsleistung, womit beide, May und Peters, ganz offenbar ein latentes Selbstbild des ›Deutschen in der Fremde‹ aufgriffen und reproduzierten.³¹ Der Unterschied zwischen dem Bericht über ein reales Kolonialunternehmen und der Erzählung fiktiver Abenteuer wird dabei nebensächlich. Denn auch Peters' Berichte sind voll von puren Fiktionen, und noch in seinen Äußerungen zu jenen Ereignissen, die

schließlich zu seiner Entlassung führten, erging er sich bei der Darstellung seines eigenen Handelns in Afrika in höchst unrealistischen Selbststilisierungen. Und diese Sorge um ein bestimmtes Selbstbild, dem die tatsächliche Erfahrung geopfert wird, scheint schon seinen Bericht über die erste Expedition zu prägen.

Den bei weitem größten Raum in diesem Bericht nimmt bezeichnenderweise der wenig ruhmreiche Rückweg ein, den Peters und Jühlke (Pfeil und Otto waren schon vorher zur Küste zurückgekehrt) offenbar unter größten Qualen zurücklegen mussten. Jühlke war an Malaria erkrankt, während Peters nach einer Beinverletzung an Wundbrand litt. Zudem hatten sie kaum mehr Proviant. Über mehrere Tage konnte keiner von ihnen alleine gehen, und sie verdankten es ausschließlich der Gutmütigkeit ihrer angeheuerten Träger und Diener, welche die Hängematten, in denen Peters und Jühlke lagen, jeden Tag ein Stück weiter schleppten, dass sie es überhaupt zurück zur Küste schafften. Entsprechend dramatisch ist Peters' Bericht über diesen Rückmarsch, der von Konflikten mit den Afrikanern, von Fieberträumen, Visionen und Todesangst berichtet, sowie von der Sorge, die Verträge eventuell doch nicht mehr heil nach Berlin bringen zu können.

Fühlt sich der Leser an einigen Stellen auch hier deutlich an Fieberszenen in den May'schen Erzählungen erinnert,³² endet diese Passage mit einem Absatz, der diese Assoziation bekräftigt. Denn ganz am Ende, als sich Peters langsam und immer noch halb im Fieberwahn in seiner Hängematte liegend, der Küste nähert, erreicht er als erstes nicht etwa eine Farm, ein Dorf oder gar eine Stadt, sondern ein Kloster:

Aus dem Halbdunkel vor uns traten allmählich die mächtigen Umriss der herrlichen Gebäude hervor. Vom Portal herunter winkte das christliche Kreuz: ein Symbol, daß wir uns der europäischen Kulturwelt wieder näherten. Und als wir einzogen in den Hof, da plötzlich flammten die hell erleuchteten gotischen Fenster uns entgegen und daraus hervor brausten die ernsten Töne der Orgel! Den Eindruck zu beschreiben ist unmöglich; aber ich schäme mich nicht zu bekennen, daß ich in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrach und die ganze Spannung der letzten Wochen in einem Tränenstrom sich Luft machte.³³

Was die tatsächliche Funktion solcher Passagen bei Peters angeht, so ist zu berücksichtigen, dass sein Bericht keineswegs insgesamt in diesem Stil gehalten ist. Vielmehr wirken die mayesken Szenen wie eingeschoben zwischen zwei andere sich wiederholende Darstellungs-

formen: zum einen kolonialpolitische Erläuterungen und Reflexionen zum Sinn des jeweiligen Unternehmens und zu seinen vielen Schwierigkeiten, von denen nicht wenige für Peters aus dem mangelhaften Verständnis der Deutschen und zumal der deutschen Politik für die Sache des Kolonialismus resultierten; und zum anderen Passagen, in denen Peters seine eigene Organisationsleistung, seine Strategien gegenüber den ›Eingeborenen‹ und seine Auffassungen über das richtige und angemessene Verhalten eines Kolonisators erläutert. Insbesondere diese letzteren Darstellungen stehen bevorzugt in der Nähe jener deutlich erzählerischen Stellen, wie sie oben zitiert wurden, was bisweilen zu Widersprüchen führt. So findet sich etwa kurz vor jener fast rührseligen Blutsbrüderschaftsszene ein Absatz, in dem Peters den generellen, angeblich vorher strategisch entworfenen Plan darlegt, nach dem er bei den Kontaktaufnahmen und Vertragsverhandlungen vorgegangen sei. Und hier wird die eigentlich koloniale Dimension der ganzen Veranstaltung erst deutlich:

(...) die Fahnen (wurden) auf einer die Umgegend beherrschenden Höhe gehißt, der Vertrag im deutschen Text von Dr. Jühlke verlesen, ich hielt eine kurze Ansprache, wodurch ich die Besitzergreifung als solche vornahm, die mit einem Hoch auf Se. Majestät den Deutschen Kaiser endete, und drei Salven, von uns und den Dienern abgegeben, demonstrierten den Schwarzen ad oculos, was sie im Fall einer Kontraktbrüchigkeit zu erwarten hätten. Man wird sich nicht leicht vorstellen, welchen Eindruck der ganze Vorgang auf die Neger zu machen pflegte. In das Hoch auf den Kaiser stimmten sie kreischend und springend, die Sultane voran, mit ein; bei den Salven wichen sie scheu zurück.³⁴

Obschon auch solche und viele ähnliche, später von Peters beschriebene Szenen an jene Show-Einlagen erinnern, mit denen Old Shatterhand bzw. Kara Ben Nemsi bisweilen ungebildete Stämme zur Räson bringt,³⁵ wird bei Peters deutlich, dass er seine persönliche Autorität und Überlegenheit den Wilden gegenüber immer schon als bloße Repräsentation des national-kollektiven Herrschaftsanspruchs der Deutschen auffasste – was bei May selten der Fall ist. Immerhin ließ Peters hier kaiserliche Flaggen hissen und einem Kaiser huldigen, der ihm faktisch jede Unterstützung verweigert hatte, in dessen Namen Peters eigentlich auch gar nicht sprechen durfte, und der sogar versucht hatte, seine Reise zu verhindern. Auch bei späteren Expeditionen und nicht zuletzt, als man ihn des Amtsmissbrauchs anklagte, beruhte Peters' primäre Verteidigung darin, seinen Posten, seine Person und sogar seinen Körper zu einer Repräsentation des

deutschen Interesses in Afrika zu erklären, jegliche seiner Entscheidungen also in den Legitimationshorizont einer von Gesellschaft und Regierung im Grunde unabhängigen ›Nation‹ und ihres nur ihm, Peters, wahrhaft bekannten kolonialen Willens zu stellen.³⁶

Spätestens im Bericht zur Emin-Pascha-Expedition gewinnen dann die Passagen des zunehmend rücksichtslosen Kolonisators die Oberhand gegenüber den ›Karl-May-Szenen‹ – und auch an Radikalität. Meist ungehört berichtet Peters hier von seinen oftmals gewalttätigen Taktiken gegenüber den Eingeborenen, sobald diese sich nicht völlig widerstandslos zeigten.³⁷ Und dennoch ist auch in diesem Bericht eine May'sche Dimension unübersehbar. Statt Blutsbrüderschaft und Rettungssymbolik sind es hier allerdings die stärker abenteuerlichen Elemente der Reiseerzählung, derer sich Peters bediente, um seinem Bericht über eine faktisch gescheiterte und an Menschenleben wie Prestige äußerst verlustreiche Expedition den Charakter eines Heldenepos zu geben. Die Emin-Pascha-Expedition bot sich dafür in besonderem Maße an, da sie in ihrem wirren Verlauf kreuz und quer durch das östliche Zentralafrika von einer Ziellosigkeit geprägt war, die Raum für die willkürliche Kompilation von Eindrücken, Anekdoten und Episoden ließ, was auch die May'schen Erzählungen auszeichnet. Der Erzählstil ist daher hier noch deutlicher als beim Usagara-Bericht derjenige einer Abenteuerreise. So beginnen die Kapitel regelmäßig mit Beschreibungen der Wegstrecke und werden von dort immer detaillierter, bis die Begegnungen mit den Afrikanern dann zu großen Teilen im wörtlichen Dialog erzählt werden, der kaum so stattgefunden haben wird. Auch ist der ›Held‹ über weite Strecken mit dem Pferd unterwegs, was Peters Gelegenheit gibt, in klassischer Manier eines Abenteuererzählers anstrengende Parforceritte zu beschreiben und überhaupt das ›Weiterreiten‹ zu einem Synonym für das immer tiefere Eindringen ins Unbekannte zu machen.³⁸

›Die Deutsche Emin-Pascha-Expedition‹ war Peters' publizistisch größter Erfolg, und da dieser Bericht bereits kurz nach seiner Rückkehr veröffentlicht wurde, um zu einem Bestseller der frühen 1890er Jahre zu werden, trug er wesentlich dazu bei, die kritischen und skeptischen Stimmen in Politik und Öffentlichkeit, welche die Sinnlosigkeit und Gewalttätigkeit des ganzen Unternehmens anprangerten, zum Schweigen zu bringen. Jedenfalls wäre es ohne Peters' pseudoliterarische Darstellung der Expedition und ihres angeblich großen Erfolges womöglich nicht noch einmal zu seiner Entsendung nach Afrika gekommen.

Neben den Kapitelüberschriften (»Den Tana aufwärts zu den Gallas«, »Bei den Gallas in der Oda-Boru-Ruwa«, »Durch die Massais über das Leikipia-Plateau zum Baringo-See« etc.), die sich in ihren ethnogeographischen Angaben bereits an das Genre des klassischen Entdeckungsreiseberichts anlehnen – obgleich die Expedition einem dezidiert politischen Zweck diente –, sind es zunächst vor allem die Landschaftsbeschreibungen, die eine frappierende Ähnlichkeit zu denjenigen Karl Mays aufweisen:

Immer großartiger gestaltete sich die Landschaft, immer tobender der Tana, immer gewaltiger die Bergformen am anderen Ufer und der Urwald, welcher uns umschloß. Der Tana stürzte hier auf kurze Strecken ununterbrochen in mächtigen Katarakten in die Tiefe. Terrasse um Terrasse hatten wir emporzuklimmen. Wir stiegen täglich wohl mehr als 100 Meter in die Höhe. Dabei umschloß uns der ganze geheimnisvolle Zauber der Wildnis. Aus Murdoi waren wir heraus, und keine Menschenspur durchstreifte den Buschwald, in welchem wir uns befanden. Hier gab es wohl Pfade, aber es waren die sauberen Wege, welche die Flußpferde zu machen pflegen, und denen wir immer nur kurze Strecken folgen konnten, da sie sich stets dem Fluß wieder zurückwenden. Hier bricht das Rhinoceros seine Straße durch das Gestrüpp, und Nacht um Nacht brüllt der Löwe und heult der Schakal um unser Lager. Dazu brauste der Südwestmonsun durch die Wipfel der Urwaldbäume den Chorus zu diesen Stimmen der Tierwelt, und der Tana grollte dazu, so daß wir oft die Felsen an seinen Ufern unter uns beben fühlten. Ein mächtiges Konzert in seinem Zusammenklang, wie es großartiger auf der Welt nicht gefunden werden kann. Auch in der Rückerinnerung noch klingen diese gewaltigen und vornehmen Akkorde in der Seele wider.³⁹

Es wäre wohl nicht schwer, Arno Schmidts Lesart der Landschaftsbeschreibungen Karl Mays auch an diese Passage anzulegen: die »mächtigen Katarakte«, die dem Helden entgegenkommen, deren Terrassen er erklimmen muss, um den unberührten Buschwald zu erreichen, der ihn ganz umschließt und wo schließlich unter Brüllen, Heulen und Brausen die Erde »unter uns« bebt in einem mächtigen, unvergesslichen Zusammenklang ... Nun mag dies eher die universale Anwendbarkeit freudianischer Perspektiven belegen als dem Verständnis des Peters' schen Textes dienen. Andererseits aber ist zu bedenken, dass die gesamte Kulturgeschichte der Kolonisierung Afrikas – angefangen von den ersten Entdeckungsfahrten Mungo Parks – eine deutlich erotische Dimension aufweist, die Eroberung des schwarzen, jungfräulichen Kontinents von fast allen Entdeckern mehr oder weniger symbolisch als ein erotisches Erlebnis beschrie-

ben wurde, in den Kolonien sexueller Verkehr mit schwarzen Frauen eher die Regel als die Ausnahme war, und schließlich auch der spätere Peters-Skandal sich vor allem an der sexuellen Motivation seiner Hinrichtungsbefehle entzündete. Vor diesem Hintergrund erscheint es nicht unwahrscheinlich, dass Peters hier bewusst oder unbewusst einen Diskurs kolonialen Begehrens fortsetzte, den auch Schmidt bei May gesehen hat, ohne ihn aber in den kolonialen Kontext zu stellen.⁴⁰

In jedem Fall aber dienten solche Landschaftsbeschreibungen Peters dazu, den Bericht über eine mit brutalsten Mitteln durchgeführte und faktisch gescheiterte Expedition zumindest passagenweise in eine wild-romantische Abenteuergeschichte zu verwandeln. Dem gleichen Zweck dienten auch die eingestreuten wörtlichen Dialoge, die Peters angeblich mit den schwarzen Unterhändlern der verschiedenen Stämme geführt hat, und in denen er sich stets als der überlegene Europäer inszenierte, der die blumige Sprache der Wilden perfekt beherrscht, um ihre Naivität zugleich rational auszunutzen. Häufig ging es bei diesen ›Verhandlungen‹ um die Rekrutierung von Führern, da Peters durch Gebiete kam, von deren Geographie er so gut wie nichts wusste. Er ließ dann nicht selten einige Dörfer niederbrennen und wahllos Leute erschießen, bis ein Unterhändler kam, mit dem er verhandeln konnte. So ungerührt er diese generelle Vorgehensweise schildert, so ausgiebig garniert er sie anschließend mit ausführlichen Darstellungen der Verhandlungen selbst, bei denen sich Peters dann umso großzügiger und bisweilen sogar an den Einheimischen und ihren Gebräuchen interessiert zeigt. Dabei kommen auch komische Szenen vor, etwa als man ihm eine in seinen Augen ausgesprochen hässliche Frau als Unterhändlerin schickt (aller Wahrscheinlichkeit nach eine nach afrikanischen Begriffen schärfste Beleidigung), die er mit ausgesuchter europäischer Höflichkeit behandelt, einschließlich Blumengeschenk und hier sogar mit dem symbolhaften Anstecken eines Rings, um auf diese Weise seinen Willen, diesmal ohne Gewalt, durchzusetzen.⁴¹ Auch diese Szenen reproduzieren eine Komik der Kolportage, die auch in Mays Reiseerzählungen immer wieder eingesetzt wird.⁴²

Da hier nicht der Raum ist, weitere Stellen zu präsentieren, seien stattdessen noch einmal die Schriften Peters' genannt, in denen eine deutliche Verwandtschaft mit den Erzählungen Karl Mays erkennbar ist: ›Die Usagara-Expedition‹ von 1885, ›Die Emin-Pascha-Expedition‹ von 1891 sowie jenes spätere, dritte Buch, das keinem direkt kolonialpolitischen Zweck mehr diente und deshalb hier unberücksich-

tigt bleibt: ›Im Goldland des Altertums‹, erschienen 1902. Abschließend ist aber noch die Frage zu erörtern, welche Schlussfolgerungen sich aus dem Befund einer solchen Verwandtschaft oder unbewussten Korrespondenz ziehen lassen.

Deutsche Herzen – Deutsche Helden

Es wäre verfehlt, in den erzählerischen Passagen der Berichte Peters', die so sehr an May erinnern, ein bloßes Mittel zu sehen, die tatsächliche Brutalität der Peters'schen Expeditionen zu verschleiern. Dazu blieb diese viel zu präsent. Stattdessen springt das geradezu unbefangene Nebeneinander ungeschminkter Kolonialpraxis und romantischer Abenteuer ins Auge. Für Peters gehörten offenbar beide Seiten zum kolonialen Projekt, und seine Texte beginnen erst dann als historische Quelle zu sprechen, wenn man sie nicht nur als strategisch komponierte Propaganda, sondern ebenso als Ausdruck des tatsächlichen Selbstbildes eines deutschen Kolonisators liest – und das gerade dort, wo er diverse Szenen aller Wahrscheinlichkeit nach komplett erfunden hat. Denn was es am Kolonialismus hier wie generell zu verstehen gilt, ist eben dieses, scheinbar unproblematische, Nebeneinander authentischer Versuche der befreienden Selbstfindung in der Fremde auf der einen Seite und der zugleich rücksichtslosen Verdrängung und praktischen Zerstörung dieses Fremden auf der anderen. Verstehbar aber wird dieses Nebeneinander nur, wenn man es als Zusammenhang begreift.

So fällt in Peters' Schriften auf, dass er auf das Genre der Reiseerzählung, auf Fiktionalisierungen und abenteuerliche Anekdoten grundsätzlich dort zurückgriff, wo sein Unternehmen faktisch vom Scheitern bedroht war und er sich mit zumindest potentiell tödlichen Krisen und Gefahren konfrontiert sah: angefangen bei den enttäuschenden Erfahrungen auf Sansibar, über seinen ersten Irrlauf im Urwald oder die so riskanten wie hilflos-symbolischen ›Inbesitznahmen‹ und die nur knapp überlebte Rückkehr zur Küste, bis zur insgesamt krisengeprägten Emin-Pascha-Expedition, bei der sich Peters des Widerstands der Afrikaner mit Hilfe seiner überlegenen Waffen zwar halbwegs erwehren konnte, dafür aber mehrfach drohte, in der ihm völlig unbekanntem Wildnis des inneren Afrika einfach unterzugehen. Immer in solchen faktischen Krisenmomenten seiner Expeditionen tritt in der Rückschau an die Stelle des kalt, nüchtern und dezidiert unbe-rührt berichtenden Kolonialstrategen jener andere, na-

türlich immer noch souverän agierende, jetzt aber berührte, begeisterte, humorvolle, auch mal angstvolle und weinende – kurz: der erlebende Reisezähler.

Auf den ersten Blick scheinen diese erzählenden Passagen die Funktion einer Deckerinnerung zu haben, welche die krisenhaften Momente der eigenen Erfahrung ins Gewand abenteuerlicher Anekdoten kleidet. Das erscheint als Deutung allein aber kaum ausreichend, insofern Peters alles Krisenhafte auch schlicht hätte weglassen oder in der gleichen kalten Nüchternheit hätte berichten können wie sein rücksichtsloses militärisches Vorgehen. Und auch die These einer bloßen literarischen Ausschmückung zur Unterhaltung des Publikums leuchtet nicht ein, weil die entsprechenden Stellen dazu wieder viel zu dünn gesät sind und Peters überhaupt sein Publikum nicht unterhalten, sondern von der kolonialen Sache und seiner Auffassung darüber überzeugen wollte. In welchem Sinne also könnte der Rückgriff auf einen ›Karl-May-Erzähler‹ in der Darstellung krisenhafter Erfahrungen ein Stück dieser Überzeugungsarbeit geleistet haben?

Dies erscheint nur dann logisch, wenn man davon ausgeht, dass es generell überhaupt nicht um ein Beschönigen, Verschleiern oder gar Verschweigen der faktischen Risiken und Gefahren kolonialer Expansion ging, sondern der May'sche Erzählgestus das Medium war, die existenzielle Selbstgefährdung, hier in der entstellten Form des halb-fiktiven Abenteurers, dem Leser als einen notwendigen Bestandteil des kolonialen Unternehmens zu verdeutlichen. Denn in genau dem Maße, in dem die tatsächlichen Möglichkeiten des Lesers, sich mit dem Erzähler und seinen Erlebnissen zu identifizieren, von Peters mit der Hilfe eines Karl-May-Stils (und dadurch zugleich erträglich gemacht) auf jene Momente der existenziellen Selbstgefährdung gelenkt und dort konzentriert wurden, erscheint diese Selbstgefährdung als der eigentliche Kern, als das überhaupt erst Bedeutung stiftende Zentrum des ganzen kolonialen Unternehmens, als sein eigentlicher Sinn. Mit dem rücksichtslosen Kolonialoffizier ebenso wie mit dem lamentierenden Kolonialpolitiker Peters war eine Identifikation dem Leser auch der damaligen Zeit wohl nur schwer möglich; allemal aber mit dem Helden, der sich in die größte Gefahr begibt, um sie zu überleben, der sich den größten Schwierigkeiten aussetzt, um sie zu bewältigen, und der sich dem Gesetz des nackten Überlebenskampfes unterwirft, um es zu beherrschen.

Dass eben dies auch für Peters den Kern seines Selbstbildes ausmachte, wird deutlich, wenn man sich an seine eigene philosophische

Weltanschauung zurückerinnert: das Ideal der völligen Anpassung des eigenen Willens an die Gesetzmäßigkeit des Weltprozesses zum Zwecke seiner letztlichen Beherrschung – in Kurzform wiederholt in jener psychologischen Lehre an den Leser, wie man sich in existenzieller Gefahr zu verhalten habe: völlige Selbstaufgabe als Mittel zum Sieg. Genau dieses Motiv aber findet sich nicht nur bei Peters, sondern war ein wiederkehrendes Element der Kolonialliteratur des späten 19. Jahrhunderts, insbesondere in den Erinnerungsschriften derjenigen, die in den Kolonien eine aktive Rolle gespielt hatten. In Lothar von Trothas Bemerkungen über seinen genozidalen Vernichtungskrieg gegen die Herero taucht es ebenso auf wie in Lettow-Vorbecks Erinnerungen an seinen absurden und langjährigen Guerillakampf im Osten Afrikas gegen die Engländer während des Ersten Weltkriegs.⁴³ Zudem war die Idee der absoluten Selbstgefährdung als der einzige Weges zum Sieg auch ein zentrales Strukturelement des rassentheoretischen Diskurses, der die gesamte Kolonialliteratur durchzog: Denn nach Darwins Gesetzen erweist sich eine Rasse erst dann als wahrhaft überlegen, nachdem sie sich dem existenziellen Überlebenskampf mit fremden Rassen auch faktisch ausgesetzt hat.⁴⁴

Nicht zuletzt daraus speiste sich jene Dynamik des kolonialen Wettkampfs und der wider besseres Wissen und gegen alle Vernunft fortgeführten Imperialunternehmen, die Max Weber dazu brachte, vom »chronisch erobernden ›Imperialismus« zu schreiben.⁴⁵ Denn gerade in der Hochphase des Imperialismus, im ausgehenden 19. Jahrhundert, war allen Kolonialmächten klar, dass die überseeischen Besitztümer ihren ökonomischen wie politischen Nutzen schon längst eingebüßt hatten und rational betrachtet nur noch ein Verlustgeschäft darstellten. Umso mehr aber wurde die Imperialpolitik jetzt ein Medium der nationalideologischen Selbstbehauptung, die der zeitgenössische, rassistisch aufgeladene Nationalismus seinerseits bevorzugt zu einer Sache der Bewährung der je eigenen Nation im globalen Daseinskampf erklärte. Aus dieser Eroberung um der bloßen Selbstbewährung willen und eben nicht mehr nach Maßgabe konkreter Interessen erklärt sich ein großer Teil der scheinbar sinnlosen Gewalt, die mit der letzten Hochphase des Imperialismus einherging. Sie machte aus ihm jenes zwecklose »große Spiel«, über das Rudyard Kipling seinem Kim einmal mitteilen lässt, dass es erst aus sei, »wenn alle tot sind. Nicht vorher«.⁴⁶

Karl May gehört diesem Diskurszusammenhang sicher nur am Rande an. Er repräsentiert eher eine ältere Form des Entdeckungs- und Eroberungsdrangs, der noch keinen darwinistischen oder rassis-

tischen Gesetzen gehorchte, sondern einem Modell der Zivilisierung des Fremden durch Selbstentfaltung und das Vorbild der eigenen Tat folgte. Das aber konnte auch nur fiktiv funktionieren, wenn sich das Fremde als eigentlich immer schon bekannt darstellt, wenn die Wilden entweder sowieso schon Edelmenschen oder aber leicht zu besiegen sind und wenn der Held sich von vornherein und grundsätzlich als überlegen erweist. Immerhin aber war auch bei May ein wesentlicher Sinn und Zweck des Reisens die Selbstverbesserung durch Selbstgefährdung, und bilden seine Erzählungen einen sukzessiv sich bis zum Quasi-Religiösen entfaltenden Selbstkenntnisprozess ab, dem die eigentlichen Abenteuer zunehmend nur noch als bloßes Medium dienen.⁴⁷ In diesem Sinne repräsentieren Mays Erzählungen so etwas wie den perfekten Kolonialismus, indem sie – ebenfalls jenseits aller ökonomischen oder machtpolitischen Interessen – seinen fantasmatischen Kern, nämlich die Eroberung um ihrer selbst bzw. um der eigenen Selbstentwicklung willen, in idealer Form und in Auseinandersetzung mit einer idealen Wildnis zum Ausdruck brachten.

Im Gegensatz dazu aber stieß der wirkliche Kolonialismus nicht auf Edelmenschen und mit europäischer Bildung leicht zu meisternde Bedingungen, sondern er sah sich konfrontiert mit dem in der Tat und wirklich Fremden: mit unverstehbaren Wilden, mit einer abschreckenden Umwelt und mit dem ständigen Selbstzweifel. Bei Peters lässt sich ablesen, wie diese enttäuschende Erfahrung verarbeitet und trotzdem am Ideal der Selbstentdeckung durch koloniale Eroberung festgehalten wurde. Eben dort, wo Peters zumindest rückblickend meinte, sich tatsächlich im Gang durch eine Gefahr oder in der Bewältigung einer schwierigen Situation selbst weiterentwickelt oder auch nur bestätigt zu haben, sich für ihn ganz persönlich also ›Weltwille‹ und ›Willenswelt‹ berührt zu haben schienen, dort wird er rückblickend zum klassischen Reiseerzähler vom Typus Karl Mays, dem die Wildnis gerade in ihren gefahrvollen Momenten zur Identitätsstiftenden Freundin wird. Wo sich die Wildnis aber weigert, eben diese Rolle zu spielen, und Afrika nicht der Projektionsfläche entspricht, als die Peters den Kontinent sehen will, wo Träger aufsässig werden, Dörfer sich nicht seinem Willen beugen und andere Kolonisten intrigieren, da verschwindet der May'sche Erzähler und macht dem rücksichtslosen Kolonialagitor Platz, dessen grundlegende Devise lautete: »Die Kolonialpolitik will nichts Anderes, als die Kraftsteigerung und Lebensbereicherung der stärkeren, besseren Rasse, auf Kosten der schwächeren, geringeren (...).«⁴⁸

Gerade in ihrer Ambivalenz belegen Peters' Schriften damit deutlich, dass die Radikalität seiner kolonialpolitischen Auffassungen vor allem dem Willen entsprang, jenes fantasmatische Afrika, das er zur Imagination seiner eigenen Selbstentfaltung brauchte, doch mangels realer Erfahrbarkeit nur mit der Hilfe der Erzählmuster, die May verwendete, beschreiben konnte – sich in der kolonialen Praxis selber zu erschaffen. Die koloniale Wirklichkeit war seiner kolonialen Imagination im Weg und eben deshalb griff er praktisch zu immer drastischeren Maßnahmen ihrer Anpassung ans Ideal. Es wäre zu überprüfen, ob sich ein ähnliches Verhältnis von Imagination und Praxis auch bei anderen Kolonialideologen des späten 19. Jahrhunderts nachweisen lässt. In jedem Fall aber wird hier deutlich, dass Historiker gut beraten sind, neben den interessen- und machtpolitischen Dimensionen des Kolonialismus auch seine imaginären Seiten zu untersuchen. Denn sie könnten manche gerade der exzessiven Praktiken, die mit der Kolonialpolitik einhergingen, in neuem Licht erscheinen lassen.

Eben dazu gehört auch ein erneuter Blick auf die Werke Karl Mays; denn seine imaginären Reisen sind in genau dem Maße eine wichtige Quelle für die Geschichte des deutschen Kolonialismus, in dem auch dieser selbst ein zu großen Teilen imaginäres Projekt war. Trotz, oder besser: gerade wegen ihrer Weltferne und ihrer Distanz zur realhistorischen Kolonialpolitik der Zeit artikulieren Mays Reiseerzählungen den idealistischen Kern des deutschen Kolonialismus. Und das umso deutlicher, je mehr sie sich auch selber von abenteuerlichen Geschichten aus der Wildnis zu sakralen Entwürfen eines besseren Menschentums entwickelten, denen May zunehmend jeden Realismus opferte. Auch darin spiegeln sie ein Stück weit die Realgeschichte der deutschen Kolonialunternehmungen: was als abenteuerliche Reise einzelner Kaufleute und Draufgänger begann, mündete rasch in völlig weltferne und erfahrungsenthobene Imperialträume, die zunehmend nur noch mit äußerster Gewalt vor der hässlichen kolonialen Wirklichkeit bewahrt werden konnten. Als im August 1904 der Krieg gegen die aufständischen Herero und Nama in der Schlacht am Waterberg seinen genozidalen Höhepunkt erreichte, schickte May die letzten Seiten einer neu zu druckenden und mit Sascha Schneiders Titelbild zu versehenen Erzählung an die Druckerei: ›Und Friede auf Erden!‹.

- 1 Vgl. etwa Peter Krauskopf: Die Heldenrevision in Karl Mays Reiseerzählung ›Und Friede auf Erden‹ als Kritik am wilhelminischen Imperialismus. In: Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft (M-KMG) 71/1987, S. 3-10; 72/1987, S. 3-11; Dieter Sudhoff: Hunnen und Gentleman. Joseph Kürschners Sammelwerk ›China‹ und Karl Mays Reiseerzählung ›Et in terra pax‹. In: Karl May: Et in terra pax. Hrsg. von Dieter Sudhoff. Hamburg 2001, S. 11-30; Werner Kittstein: »Ach was, Chinese! Er ist ja gar keiner! Sondern ein Gentleman ...« Imperialistische Tendenzen in Karl Mays ›Und Friede auf Erden!‹ In: Karl Mays »Und Friede auf Erden!« Hrsg. von Dieter Sudhoff/Hartmut Vollmer. Oldenburg 2001, S. 237-271; Johannes Zeilinger: »Ich, ein einzelner Mensch gegen ein Land voll von Blut, Mord und Verbrechen«. Dr. Emin Pascha – ein Held Karl Mays. In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft (Jb-KMG) 2003. Husum 2003, S. 273-311.
- 2 Arno Schmidt: Sitara und der Weg dorthin. Eine Studie über Wesen, Werk & Wirkung KARL MAY's. Karlsruhe 1963, S. 114.
- 3 Zur erstaunlichen Reichweite der Verweisungszusammenhänge, in denen die Schriften Mays stehen, vgl. etwa Helmut Schmiedt: Rezeptionsgeschichten. Goethe, Karl May und die Beatles. In: Ders.: Der Schriftsteller Karl May. Beiträge zu Werk und Wirkung. Husum 2000, S. 309-334.
- 4 Carl Peters: Willenswelt und Weltwille. Studien und Ideen zu einer Weltanschauung. Leipzig 1883.
- 5 Vgl. Carl Peters: Die Gründung von Deutsch-Ostafrika. Kolonialpolitische Erinnerungen und Betrachtungen [Erstausgabe Berlin 1906]. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Hrsg. von Walter Frank. [3 Bände.] München 1943f., Bd. I, S. 117-283 (140).
- 6 Obwohl Stanley das Wettrennen gewann, ließ sich Emin Pascha durch Peters zunächst offiziell in deutsche Dienste stellen, blieb aber bis zu seinem Lebensende ein faktisch niemandem verpflichteter Abenteurer, der nur wenige Jahre später, angeblich von arabischen Sklavenhändlern, getötet wurde. Obwohl ihn große Teile der Überlieferung als Philanthropen und Sklavereigegner darstellen, war er eine jener zwielichtigen Figuren, die der permanente Ausnahmezustand der kolonialen Konstellation hervorbrachte, indem er es ihnen ermöglichte, sich zwischen den europäischen und den kolonisierten Kulturräumen eine eigene nomadische Existenz zu erfinden und auszuleben. Geschichten über solche kulturellen Grenzgänger gibt es, und zwar in hoher Zahl, seit Beginn der europäischen Expansion. Vgl. hierzu etwa Marin Trenk: Kulturelle Grenzgänger: Die Waldläufer Französisch-Nordamerikas. In: Das Leben in den Kolonien. Hrsg. von Eberhard Schmitt/Thomas Beck. (Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion Bd. 5.) Wiesbaden 2003, S. 104-110. Karl May erwähnt Emin Pascha explizit in ›Die Sklavenkarawane‹ (in: Der Gute Kamerad. 4. Jg. (1889/90), S. 268; Reprint der Karl-May-Gesellschaft. Hamburg 1984) als einen angeblich den Afrikanern besonders wohlgesinnten deutschen Gelehrten, der dem Helden der Geschichte, Dr. Emil Schwarz, deutlich als Vorbild dient. Vgl. hierzu Zeilinger, wie Anm. 1, S. 275f.
- 7 Zit. nach Heinz Schneppen: Der Fall Carl Peters: Ein Kolonialbeamter vor Gericht. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 49 (2001), S. 869-885 (878).
- 8 Vgl. hierzu die sehr genau recherchierte Romanbiographie von Monika Czernin: »Jenes herrliche Gefühl der Freiheit«. Frieda von Bülow und die Sehnsucht nach Afrika. Berlin 2008.
- 9 Generell zur Biographie Peters' vgl. Arne Perras: Carl Peters and German Imperialism 1856-1918. A Political Biography. Oxford 2004.
- 10 Zu diesen Einflüssen auf Conrad siehe etwa Adam Hochschild: Schatten über dem Kongo. Die Geschichte eines fast vergessenen Menschheitsverbrechens. Stuttgart 2000.
- 11 Siehe Balder Olden: Ich bin ich. Der Roman Carl Peters'. Berlin 1927.
- 12 Siehe Peters: Gesammelte Schriften, wie Anm. 5. Diese Ausgabe versammelt allerdings ausschließlich die kolonialen Schriften Peters'. Seine historischen und philoso-

- phischen Frühwerke finden sich hier ebenso wenig wie die späteren Berichte über seine Privatexpeditionen.
- 13 Einiges davon blieb noch in den 1950er Jahren präsent, bis Peters dann im Zuge des politischen Mentalitätswandels der späten 1960er Jahre eine radikale Umdeutung zu einem seinerseits wieder unrealistisch perhorreszierten Anti-Helden und zur abschreckenden Symbolfigur der Schattenseiten des Imperialismus erfuhr. Die jüngsten Auseinandersetzungen um Peters schließlich gab es in den 1990er Jahren, als man im Zuge einer allgemeinen Welle historischer Erinnerungskultur auch jene Straßen, Plätze und Gedenkstätten ins Auge fasste, die Peters' Namen trugen. Nach zum Teil grotesken lokal-öffentlichen Diskussionen wurden inzwischen fast alle diese Erinnerungsorte – mit wenigen Ausnahmen – umbenannt oder umgewidmet.
 - 14 Peters: Willenswelt, wie Anm. 4, S. 4.
 - 15 Hannah Arendt: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. München 1986, bes. S. 718-722 (deutsche Erstausgabe Frankfurt a. M. 1955).
 - 16 Peters: Willenswelt, wie Anm. 4, S. 238.
 - 17 Carl Peters: Bericht über die Expedition der Gesellschaft für deutsche Kolonisation nach Ost-Afrika. In: Tägliche Rundschau Nr. 56, 7. 3. 1885 (und danach in Fortsetzungen) – Neudruck unter dem Titel: Die Usagara-Expedition. In: Gesammelte Schriften, wie Anm. 5, Bd. I, S. 285-318; ders.: Die Gründung von Deutsch-Ostafrika, wie Anm. 5; ders.: Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. München/Leipzig 1891 – auch in: Gesammelte Schriften, wie Anm. 5, Bd. II, S. 1-481.
 - 18 Peters: Usagara-Expedition, wie Anm. 17, S. 287.
 - 19 Mit den beiden letzteren zertritt sich Peters später, und nur mit Jühlke verband ihn eine Freundschaft bis zu dessen Tod im Jahre 1891.
 - 20 Vor diesem Hintergrund muss zugestanden werden, dass es am Ende, trotz seiner bekannten Skepsis gegenüber der Kolonialpolitik, Bismarck selber war, der aus einer wahnwitzigen Reise von vier Privatleuten, die ansonsten komplett folgenlos geblieben wäre, durch die nachträgliche Erteilung des politischen Segens ein deutsches Kolonialunternehmen in Ostafrika gemacht hat.
 - 21 Peters: Die Gründung von Deutsch-Ostafrika, wie Anm. 5, S. 168. Solche belehrenden Einschübe, zum Teil mehrere Seiten lang, finden sich immer wieder in Peters' Berichten. Obgleich sie meist pseudo-psychologische Probleme der Selbstmotivation oder Angstüberwindung und weniger konkrete Handlungen betreffen, erinnern sie in ihrer ganzen Diktion deutlich an Karl Mays regelmäßige Expertisen-Einschübe etwa über den *Knieschuß* oder andere sich in der Wildnis wiederholende Herausforderungen. Vgl. etwa Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. VII: Winnetou, der Rote Gentleman I. Freiburg 1893, S. 487f.; Reprint Bamberg 1982.
 - 22 Ebd., S. 416; vgl. S. 416-419.
 - 23 Vgl. die Momente der Krankheit und der Fieberphantasien ebd., S. 295-301.
 - 24 Vgl. die diversen ›Schulungs‹-Szenen zwischen dem Erzähler und seinem ›Lehrer‹ Sam Hawkens, ebd. S. 54-61.
 - 25 Peters: Usagara-Expedition, wie Anm. 17, S. 285-299. Vgl. die zahlreichen Stellen in Karl Mays Reiserzählungen, wo berichtet wird, wie sehr sich der Held von anderen Abenteurern durch ein gepflegtes Äußeres, saubere Kleidung und geputzte Waffen auszeichnet – etwa Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. XIV: Old Surehand I. Freiburg 1894, S. 11; Reprint Bamberg 1983, und Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. IX: Winnetou, der Rote Gentleman III. Freiburg 1893, S. 6; Reprint Bamberg 1982.
 - 26 Peters: Usagara-Expedition, wie Anm. 17, S. 300f.
 - 27 Vgl. Michael Pesek: Koloniale Herrschaft in Deutsch-Ostafrika. Expeditionen, Militär und Verwaltung seit 1880. Frankfurt a. M. u. a. 2005, S. 168-179. Peters war bei seinen ›Verhandlungen‹ auf gleich mehrere, ihm zuvor völlig unbekannte Dolmetscher angewiesen, da weder er noch seine deutschen Freunde Suaheli gelernt hatten und die Afrikaner im Innern Afrikas wiederum eigene Sprachen hatten. Peters selbst

schreibt zwar, er habe sich Suaheli innerhalb weniger Tage ›auf dem Marsch‹ selbst angeeignet (vgl. Peters: Usagara-Expedition, wie Anm. 17, S. 302), doch können damit kaum mehr als ein paar Befehlsformen gemeint sein. Vor diesem Hintergrund wird es umgekehrt umso verständlicher, warum die Afrikaner dem Treiben Peters' und seinen Verträgen, die ihre koloniale Unterdrückung einleiten sollten, keine besondere Bedeutung zumachen – keiner von ihnen hat wohl geglaubt, diesen merkwürdigen weißen Mann jemals wiederzusehen. Auch Mays Helden zeichnen sich fast immer durch eine universale Sprachbegabung aus und können sich so gut wie überall verständigen. Seit der frühesten Phase der europäischen Expansion im 15. Jahrhundert ist die Mühseligkeit der bloßen Verständigung im Kontakt mit fremden Kulturen ein von den Reisenden in ihren Berichten fast immer gelegener oder heruntergespielter Aspekt, was den kolonialen Habitus, das Fremde mit verstehbaren Projektionen zu überziehen, unter denen es als tatsächlicher Kommunikationspartner kaum mehr auftaucht, sehr gefördert hat. Paradigmatisch ist dies schon im Bordbuch des Kolumbus nachzulesen; vgl. hierzu Stephen Greenblatt: Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker. Berlin 1998, S. 26f., 139-142.

28 Peters: Usagara-Expedition, wie Anm. 17, S. 302ff.

29 Vgl. May: Winnetou I, wie Anm. 21, S. 441f. (Old Shatterhand erhält von Winnetou einen *Jagdanzug* als *Geschenk*.)

30 Siehe etwa die indirekte Aufforderung Intschu tshunas, Old Shatterhand möge Nscho-tshi heiraten (ebd., S. 450f.), oder die Freude des reichen Kaufmanns Manasse Ben Aharab, Kara Ben Nemsis als Gast in seinem Hause zu haben (*Er that alles Mögliche, mich zu halten ...* Karl May: Die Rose von Kairwan. Erzählung aus drei Erdteilen. Osnabrück 1894, S. 245; Reprint Hildesheim/New York 1974).

31 Latent war dieses Selbstbild insofern, als die offizielle Kolonialpropaganda besonders mit Blick auf die französische Kolonialpolitik die strikte Devise vertrat, dass kein Deutscher sich von den minderen Kulturen Afrikas anstecken lassen würde. Praktisch zeichneten sich die deutschen Kolonisatoren so wie alle anderen durch ein bisweilen sehr weitreichendes Maß des ›going native‹ aus, was bereits ein Motiv der deutschen Kolonialliteratur lange vor dem ›Erwerb‹ der ersten Kolonien war. Vgl. Suzanne Zantop: Colonial Fantasies. Conquest, Family and Nation in Pre-Colonial Germany 1770-1870. Durham 1997. Die Frage, wie sehr sich Kolonisten den Verhältnissen in den kolonisierten Gebieten anpassen sollten oder könnten, war eines der am meisten debattierten Probleme im Zeitalter des Imperialismus. Peters' ständiges Schwanken zwischen Nachahmung und strikter Abgrenzung zeugt davon ebenso wie die bei May immer sehr sorgfältig gezogene Linie zwischen der notwendigen Aneignung ›wilder‹ Fähigkeiten und der Betonung einer strikten zivilisatorischen Überlegenheit.

32 Vgl. etwa die in Anm. 23 genannten Fieberphantasien in ›Winnetou I‹.

33 Peters: Usagara-Expedition, wie Anm. 17, S. 311. Man vergleiche hierzu bei May die Ankunft der Helden im Helldorf-Settlement: *Mitten zwischen den Kriegspfaden der Indianer eine Kapelle!* (Karl May: Im »wilden Westen« Nordamerika's. In: Feierstunden im häuslichen Kreise. 9. Jg. (1883), S. 134f.; Reprint in: Karl May: Winnetou's Tod. Hrsg. von Roland Schmid. Bamberg 1976 – die Stelle auch in May: Winnetou III, wie Anm. 25, S. 414)

34 Peters: Usagara-Expedition, wie Anm. 17, S. 302f. Trotz der betonten Überlegenheit zeugen diese symbolischen Maßnahmen zugleich vom Bemühen, in einer höchst unsicheren Situation Kontrolle zu simulieren.

35 So etwa den vorgetäuschten Einsatz von Explosivstoffen als Drohung, die auf dem Unwissen der Feinde beruht. Vgl. etwa May: Winnetou I, wie Anm. 21, S. 202f.

36 Mit Recht hat deshalb Hannah Arendt auf den nationalen Konzentrations- und Radikalisierungseffekt der kolonialen Konstellation hingewiesen. Erst weit entfernt von der Heimat, allein in der Steppe unter Wilden, komme einem zu Bewusstsein,

- dass man nichts als Deutscher ist. Vgl. Arendt, wie Anm. 15, S. 263. Bei May wird diese nationale Mission durch das Moment einer universalen Auserwähltheit der Helden ersetzt, die nur am Rande die deutsche Kultur, deutlicher schon die Werte des Christentums, im Kern aber bereits ein neues utopisches Menschentum repräsentiert. Tendenziell findet sich dies aber auch bei den realhistorischen Kolonisatoren. So fühlte sich Peters den Interessen sogar des von ihm selbst mitbegründeten radikalnationalen ›Alldeutschen Verbands‹ schon bald enthoben und betrachtete jeden Nationalismus mit Verachtung, der sich nicht völlig der Welteroberung verschrieb. Vgl. Carl Peters: »Deutsch-National.« In: Ders.: Gesammelte Schriften, wie Anm. 5, Bd. I, S. 321-370.
- 37 Vgl. Peters: Emin-Pascha-Expedition (in: Gesammelte Schriften), wie Anm. 17, insbesondere S. 284f.
- 38 Arno Schmidt weist mehrfach auf die ständige Wiederholung dieses Motivs bei May hin, wo im Grunde ewig und immer wieder »weiter geritten« wird (Schmidt, wie Anm. 2, S. 112). Ganz ähnlich das Motiv später auch bei Paul von Lettow-Vorbeck: Haia Safari! Deutschlands Kampf in Ostafrika. Leipzig 1920.
- 39 Peters: Emin-Pascha-Expedition (in: Gesammelte Schriften), wie Anm. 17, S. 151f.
- 40 Zum Komplex des kolonialen Begehrens vgl. u. a. Robert J. C. Young: Colonial Desire. Hybridity in Theory, Culture, and Race. London 1995. – So übertrieben Arno Schmidts Freud'sche Lesart Mays sein mag, zumal in ihrem völligen Fokus auf Mays angeblich verdrängte Homosexualität, die erotische Dimension des Gesamtwerks ist unübersehbar und in einer geradezu faszinierenden Vielfalt von May entfaltet. Von den Körperbeschreibungen der Edelmenschen über manche der von Schmidt überzeugend zitierten Körperlandschaften bis zu einer ›Borderline-‹-Figur wie Tante Droll erscheint die Wildnis bei May immer wieder als ein Raum, der zumindest ein neues Experimentieren mit sexueller Identität möglich macht. Dies entsprach in anderer Form dem kolonialen Raum, der von seiner rassenideologischen Projektion bis zu seiner praktischen Eroberung immer auch ein Raum des Auslebens politischer wie sexueller Fantasien war.
- 41 Vgl. Peters: Emin-Pascha Expedition (in: Gesammelte Schriften), wie Anm. 17, S. 210f.
- 42 Vgl. etwa die Hazienda-Episode in ›Winnetou II‹ mit Old Shatterhands *Ehrenkuß* für Dame und Tochter des Hauses (Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. VIII: Winnetou, der Rote Gentleman II. Freiburg 1893, S. 236; Reprint Bamberg 1982).
- 43 Vgl. Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen. Hrsg. von Jürgen Zimmerer/Joachim Zeller. Berlin 2003; Uwe Schulte-Varendorf: Kolonialheld für Kaiser und Führer. General Lettow-Vorbeck – Mythos und Wirklichkeit. Berlin 2006.
- 44 Ausführlicher hierzu Christian Geulen: Geschichte des Rassismus. München 2007.
- 45 Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen 1989, S. 521 (Erstausgabe 1921f.).
- 46 Dies ein von Hannah Arendt mehrfach zitierter Satz aus Kiplings Roman ›Kim‹ (siehe Rudyard Kipling: Kim. Leipzig 1901, S. 279), vgl. Arendt, wie Anm. 15, S. 350. Zur nicht minder spannungsreichen Rolle der Gewalt als Teil eines Regelsystems bei May vgl. Helmut Schmiedt: Rationalität und Gewalt. Eine Episode aus dem »Schatz im Silbersee«. In: M-KMG 56/1983, S. 16-18.
- 47 Das lässt sich bei May nicht zuletzt am Beispiel einiger besonders ›böser‹ Figuren zeigen, die im Laufe der Gesamterzählung als Stellvertreter eines Kampfs der Werte eine zunehmend mythische Qualität gewinnen (wie etwa Old Wabble in ›Old Surehand I-III‹ oder Santer in ›Winnetou I-IV‹).
- 48 Carl Peters in der ›Kolonial-Politischen Korrespondenz‹, 2. Jg., 9./16. Febr. 1886; zit. nach www.zum.de/psm/imperialismus/peters2.php (2. 7. 2009).